

Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation in der Schweiz 1850-1918.

Rote Patriarchen

Die Historikerin Annette Frei hat sich eingehend mit der Frauenfrage innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie auseinandergesetzt und kommt in ihrem demnächst erscheinenden Buch „Rote Patriarchen“ zum nicht sehr schmeichelhaften Schluss: „Die Sozialdemokratie betrachtete die Frauenfrage eher als nebensächlich und gab sich in der Theorie fortschrittlicher als in der politischen Praxis. Die SP war eine Männerpartei und als solche von der patriarchalischen Struktur der Gesellschaft geprägt.“ Auszüge aus dem Kapitel „Sozialisten als Patriarchen“.

Gemeinsam ist diesen Sozialisten, dass sie eine Ehe vorzogen, in der die nicht berufstätige Frau - die führenden Kreise konnten sich das anscheinend leisten - sich um das physische und psychische Wohl des Mannes kümmerte und ihm so das politische Engagement überhaupt erst ermöglichte. Manchmal waren die Frauen auch noch Gehilfinnen des Mannes in seiner politischen Arbeit: Frau Greulich in der Expedition der „Tagwacht“, Frau Conzett beim Drucken der „Arbeiterstimme“, Frau Steck als Privatsekretärin. Von Mithilfe der Männer im Haushalt war aber nie die Rede. Eine fortschrittliche Theorie in bezug auf die Frauen schlug sich im Privatleben nicht nieder. Die Frauen von Sozialisten, welche sich für Frauenrechte einsetzten, waren nicht etwa häufiger in der sozialistischen Bewegung oder in der Frauenbewegung tätig als andere. Die Frauenrechtskämpfer Greulich und Pflüger hatten ausgesprochene Hausmütter zur Frau. Und wenn, wie bei Greulich, die Rolle der Frau als „Hausklavin“ angeprangert wurde, berührte das die eigene Frau nicht.

Fritz Brupbacher mokierte sich ganz allgemein über das bürgerliche Leben der Sozialdemokraten und schilderte den Typus des führenden Genossen folgendermassen: „Die oberste Schicht (...) bestand aus meist ganz intelligenten Köpfen und machte den Eindruck von gutem bürgerlichem Mittelstand. Sie tranken ihr Dreierli Wein und tranken nie zu viel. Die Kleider sassen ihnen gut und waren gut mittelständisch, und die Genossen hatten, mit Ausnahme eines etwas verwilderten alten Junggesellen, des Karl Bürkli, des Gründers der Partei – der ein alter Fourierist und Idealist war - zu Hause eine brave Familie mit einer mässigen Anzahl Kinder. Sie hingen wie gute Mittelstandsmenschen sehr an dieser Familie. Sie schauten zu, dass die Kinder nicht von den gutbürgerlichen Bahnen abwichen, und es gelang ihnen auch. Rechtsanwälte, Beamte, kurz - gute Bürger aus ihnen zu machen.“

Im Schatten eines grossen Mannes: Johanna Greulich.

Das Leben von Johanna Greulich, erzählte ihre Tochter Gertrud, sei das einer „stillen Heldin“ gewesen und habe gezeigt, „wie bedeutsam Wesen und Haltung der Frau als Mutter, Gattin, Freundin für Entwicklung und Lebensauffassung der Kinder und Lebensgefährten ist.“ Und wenn Johanna Greulich erwähnt wurde, dann immer in ihrer Funktion als Gattin des grossen Greulich, als Mutter seiner Kinder, als stille Helferin in seiner politischen Arbeit. Sie wird also immer über ihren Mann, in dessen Schatten sie stand, definiert. In dieses Dasein scheint sie sich aber, wenn auch mit einer leisen Resignation, gefügt zu haben: „Trotz aller Nöte, mit denen sie zu kämpfen hatte, verlor Mutter Greulich indessen keinen Augenblick den ihr angeborenen Frohsinn. Wo viel Licht ist, pflegte sie resigniert zu sagen, ist viel Schallten. Ich harre aus: Jemand muss im Schatten stehen.“

Johanna Greulich war eine begabte und gebildete Frau, die Tochter eines einst angesehenen deutschen Architekten, der nach seiner Übersiedlung in die Schweiz seinen Beruf aufgab, da ihn die Folgen eines Unfalls zu stark behinderten. Mit der Erteilung von Privatunterricht hielt er seine Familie nur knapp über Wasser, und Johanna musste auf die ersehnte Ausbildung als Lehrerin verzichten. Dennoch wirkte sie eine Zeitlang als Lehrerin an der Seite ihrer Mutter, die jungen Handwerkern Abendunterricht erteilte. Zu ihren Schülern gehörte auch der junge Greulich. Anfangs unterstützte sie ihren Mann bei seiner politischen Arbeit. Verena Conzett, schrieb, sie sei als junges Mädchen Frau Greulich begegnet, die vor einer Fabrik Flugblätter an die Arbeiterinnen verteilt habe, und Greulich selber notierte über ihre Mitarbeit: „1870-1876 Expedition der Tagwacht, Teilnahme an der Arbeiterbewegung, namentlich an der Organisation von Arbeiterinnen (Fabrik- und Handarbeitenden).“ Mit der eigenen politischen Aktivität war es aber bald zu Ende. Wie ihr Leben später, als sie Mutter einer zahlreichen Kinderschar war und Greulich in der Blüte seines politischen Schaffens stand, aussah, schilderte Ernst Nobs: „Aber das kleine Mütterlein hat die wunderbare Begabung der besten Mütter unseres Volkes. Sie weiss hauszuhalten, sie weiss zu sparen und einzuteilen, sie schafft und wirkt von früh bis spät. Von ihr ist zu sagen, dass sie, begabt mit den besten Eigenschaften des Herzens und des Charakters und unterstützt von ihrer im gleichen Haushalt lebenden Schwester, ihrem Manne ein Leben lang die Familiensorgen abgenommen und ihn, den in die Weite Strebenden, mit den kleinen Angelegenheiten des Alltags verschont, ihn ganz seinen grossen Zielen und seinem unermüdlichen Drang, zu lesen, zu lernen und zu wirken, überlassen hat.“

Auch Weckerle schrieb: „Sie war es, die die hungrigen Mäuler der vielköpfigen Kinderschar stopfte und für deren Kleidung und Erziehung sorgte. Das Los dieser tapferen Frau war sicher nicht beneidenswert.“ Stellen wir neben diese beiden Darstellungen der Rolle Frau Greulich eine Aussage des jungen Greulich in seiner Broschüre über den Fourierismus: „Noch heute ist das Weib des Proletariers eine Haussklavin, die vom frühen Morgen bis spät in die Nacht und bei den Kindern meist noch in der Nacht, nur ein Dasein voll Mühe und Arbeit kennt, deshalb lange vor der Zeit verblüht und altert. Eine soziale Umgestaltung, welche diese (...) Sklaverei nicht beseitigt, kann nicht als vollständig betrachtet werden, denn sie hat den schwärzesten Fleck in der alten Wirtschaftsordnung unberührt gelassen. Gewiss ist es merkwürdig, dass so viele Sozialisten daran nicht denken, ja von einer sozialistischen Wirtschaftsordnung träumen, in der die Frau, wie heute, Haussklavin bleibt.“

Beim Vergleich dieser Aussagen wird eine geradezu erschreckende Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis sichtbar. Einerseits prangerte Greulich das Los der Haussklavin an, andererseits behandelte er seine Frau, auf deren Kosten er sich seiner politischen Arbeit widmete, nicht anders. Von seinen fortschrittlichen Ideen war in seinem Privatleben nichts zu sehen, er legte sie gewissermassen vor der eigenen Haustür ab. Das hinderte ihn allerdings nicht, sich ausserhalb des Hauses als Vorkämpfer für die Frauenemanzipation feiern zu lassen, zumal von Frauen, denen er offenbar sehr zugetan war, wie seine Tochter andeutungsweise schrieb: „Konnte es ausbleiben, dass viele Frauen sich für ihn begeisterten und daraus keinen Hehl machten? (...) War es verwunderlich, dass er von der Begeisterung, von den Huldigungen berührt wurde? Gewiss nicht.“ Frau Greulich schickte sich aber auch hierin und „konnte alle Frauen, die ins Haus kamen, mit Freundlichkeit und Würde aufnehmen“.

Das Licht unter dem Scheffel: Conrad und Verena Conzett.

Verena Conzett war verheiratet mit Conrad Conzett, einem führenden Sozialisten, der sich nie mit der Frauenfrage auseinandersetzte. Während seiner Zeit als Redaktor der „Arbeiterstimme“ erschien kaum einmal ein Artikel, der die Frauenfrage zum Gegenstand hatte. Er hatte in bezug auf die Ehe sehr traditionelle Vorstellungen, er war gegen eine Berufstätigkeit seiner Frau und begegnete auch ihrem Bedürfnis nach selbständiger politischer Arbeit mit einigem Misstrauen, wogegen er ihre Mithilfe in seiner Druckerei ohne weiteres annahm. Verena Conzett war von diesen traditionellen Vorstellungen genauso geprägt, und die Bedürfnisse ihres Mannes standen für sie immer im Vordergrund. Dass sie sich unbewusst dennoch dagegen auflehnte, kommt in ihrer Autobiografie zum Ausdruck. Offenbar hatte sie sich einige Male – mit unterschiedlichem Erfolg - für ihre Selbständigkeit eingesetzt, das erste Mal kurz nach ihrer Heirat. Sie wurde damals von ihrem früheren Arbeitgeber, dem Inhaber eines Modegeschäftes, angefragt, ob sie nicht Lust hätte, im Nebenverdienst Hutschleifen anzufertigen, denn sie könne „Stoff und Spritzen nur mit den Fingern schütteln und Eleganz sitze in den Schleifen. Die Anerkennung freute sie, und sie hätte gern zugesagt, aber ihr Mann wollte nichts davon wissen: „Unsere Kinder hätten keine Mutter und ich wäre vereinsamt und unglücklich.“ Sie fügte sich ohne Widerstreben, aber die Absage tat ihr leid, „denn ich liebte Modearbeit sehr, viel mehr als die Hausarbeiten, die mir noch immer Mühe verursachten und denen ich keine rechte Freude abgewinnen konnte.“

Auch eine allzu aktive politische Betätigung seiner Frau sah Conrad Conzett nicht gern, obwohl sie schon damals in der Arbeiterinnenbewegung tätig war. Als sie ihren ersten Vortrag halten sollte, reagierte er gar nicht begeistert. Eine tschechische Delegierte am Internationalen Sozialistenkongress in Zürich 1893 hatte Verena Conzett gefragt, ob sie eigentlich viele Vorträge halte. „Ich musste verneinen, da mir die Gabe dazu fehle. Das liess sie nicht gelten. Reden könne jedes, wenn es wolle! Da meinte Freundin Wahlen: Versuche es doch einmal; es wäre hübsch, wenn du bei uns in Basel an der Weihnachtsfeier sprächest.“ Beide ermunterten mich; schliesslich willigte ich ein, ohne eine Ahnung zu haben, ob ich es fertigbringe. Nach einiger Zeit trafen wir mit meinem Mann zusammen. Da erzählte ihm Genossin Wahlen freudig, dass ich nächste Weihnacht in Basel eine Festrede halten werde. Er schaute mich eine Weile erstaunt an, schüttelte den Kopf und ging, ohne ein Wort zu verlieren, weiter. Conrad kam nie mehr darauf zurück; auch ich sprach nicht davon, bis die Zeit heranrückte, da ich den Vortrag vorbereiten sollte. Da bat ich ihn, mir dabei zu helfen, worauf er erklärte: „Wer einen Vortrag halten will, muss wissen, was er sagen soll, sonst lasse er es bleiben.“ Da erst bemerkte ich, dass ihm mein Vorhaben nicht behagte.“ Sie hielt aber daran fest, und ihr Mann, der seine Ablehnung mit der Angst begründete, ihre Haut sei nicht dick genug für die Politik, fand sich damit ab. Mit ihrem Vortrag legte Verena Conzett den ersten Stein zu einer langjährigen Rednerinnenstätigkeit, sie richtete sich dabei aber immer nach den Wünschen und Bedürfnissen ihres Mannes und erteilte seinetwegen manche Absage.

Der Politiker und seine Privatsekretärin: Albert und Leonie Steck.

Eine gewisse Parallele zur Ehe Conzett können wir in der Ehe zwischen Albert und Leonie Steck feststellen. Wie Conzett war Steck um viele Jahre älter als seine Frau und bereits aktiv in der Arbeiterbewegung, als er sie kennenlernte. Auch Steck hatte sich nie mit der Frauenfrage befasst, und dennoch war seine Frau, die nicht berufstätig war, „eine aktive Vorkämpferin besonders für die Verbesserung des Loses, der Arbeiterfrauen.“ Wie

die meisten Frauen von Sozialisten war sie ihrem Mann auch Gehilfin in seiner Arbeit: „Stecks nächste Mitarbeiterin war jedoch seine Frau, die ihm bei seiner politischen und redaktionellen Tätigkeit stets zur Seite stand und besonders in Zeiten der Krankheit oder des Kurens die Rolle der Privatsekretärin spielte.“

Da Leonie anscheinend recht aktiv in der frühen Berner Arbeiterinnenbewegung war, ist es bedauerlich, dass Bieier sie in seiner Biografie Stecks nur im Zusammenhang mit ihrem Mann erwähnt und über ihre Tätigkeit keine Worte verliert.

Ein vorbildlicher Haushalt: Paul und Anna Pflüger.

Noch weniger als über sie - Leonie Steck - wissen wir über die Frau Paul Pflügers, Anna Pflüger. Ein kurzer Hinweis findet sich allerdings bei Verena Conzett, die dir Pflügers gut gekannt hat: „Frau Pflüger war das Vorbild einer Pfarrersfrau, von seltener Herzensgüte und Hilfsbereitschaft; ihre tiefgründige Menschlichkeit gegenüber allen Armen und Unglücklichen bewundere ich stets von neuem. Ihrem Manne, der seiner sozialistischen Gesinnung wegen von allen Seiten befehdet wurde, war sie nicht nur die alles verstehende und fürsorgliche Gattin, sie war dem Vielbeschäftigten auch die unentbehrliche Gehilfin. Was die einfache schlichte Frau Pfarrer neben Haushalt, Betreuung und Erziehung ihrer vier Kinder leistete, war bewundernswert.“

Paul Pflügers Familienleben trug also, obwohl er sich intensiv mit der Frauenfrage auseinandergesetzt hatte, keineswegs emanzipatorische Züge.

Emanzipation unerwünscht: Robert Grimm und seine Frauen.

Dass eine allzu selbständige Frau mit eigener Meinung eine Ehe schwierig machte, zeigte Robert Grimm. In erster Ehe war er mit Rosa Grimm, einer der wenigen wirklich führenden Frauen der Arbeiterbewegung, verheiratet. Sie war sechs Jahre älter als er und für seine politische Entwicklung „zweifellos sehr bedeutungsvoll“. Sie war ihm in jener Zeit „an Bildung, Belesenheit und schriftstellerischen Fähigkeiten deutlich überlegen“. Grimm hielt diese Ehe nicht lange aus. Über die Gründe seiner Scheidung hat er später gesagt, „er habe während seiner ersten Ehe kein eigentliches Familienleben geführt, da für seine Frau stets die Politik im Zentrum ihres Denkens stand“. Er heiratete dann die Krankenschwester Jenny Kuhn, eine Frau, die seinen Idealen eher entsprach und bei der er das fand, was, wie wir auch an deren Beispielen gesehen haben, für einen Sozialisten wichtig war: Fürsorge, Entspannung und freie Zeit für die politische Arbeit. In einem Nachruf wurde das hervorgehoben: „Seine verständnisvolle Gattin begleitete Robert Grimm auf seinem Lebensweg seit 1919. Im Familienkreise in seinem Heim am Engeriedweg fand er Ruhe und Erholung. Seine Lebensgefährtin hat mit ihm Freud und Leid geteilt. Sie hat mit ihm Siege gefeiert; sie hat mit ihm Niederlagen getragen. Frau Grimm hat ihrem Gatten das fruchtbare Wirken in der Öffentlichkeit ermöglicht und erleichtert. Dafür sagen wir ihr herzlichen Dank.“...

Antifeminismus in der Partei.

Wenn wir Brupbacher folgen, war auch die Basis der Partei in ihrem Privatleben keineswegs revolutionär, sondern strebte ebenso wie die Führung nach einem bürgerlichen Familienideal...

Anny Klawa-Morf berichtet, dass ihr Vater, ein in Partei und Gewerkschaft organisierter Arbeiter, mehr im Wirtshaus als daheim gewesen sei, „was damals gang und gäbe war“, kein Mann habe je einen Kinderwagen herumgefahren, „das war die grösste Schande“, und dass ein Mann im Haushalt geholfen hätte, sei undenkbar gewesen. Misstrauen gegen aktive Frauen und Angst vor weiblicher Überlegenheit kommt in einer von Verena Conzett erzählten Anekdote zum Ausdruck: „Einst trat nach einem Vortrag ein langer, dünner Appenzeller zum Vorstandstisch und sagte in vollem Ernst zu mir: Ihr Vortrag hat mir gut gefallen; ich höre sie gerne reden, aber heiraten möchte ich Sie nicht. Ich war im ersten Augenblick über diesen Ausspruch erstaunt und fragte: Gefalle ich Ihnen denn so schlecht? Nein, das nicht, erwiderte er, aber Sie sind mir über, und eine Frau, die mir über ist, möchte ich nicht! Alle lachten hell auf am Vorstandstisch, und ich bemerkte: Diesen merkwürdigen Standpunkt teilt der Appenzeller Weber noch mit unzähligen Männern aller Gesellschaftsklassen.“

Das patriarchalische Verhalten des Sozialisten in der Familie hatte auch in der Partei Auswirkungen. Es zeigte sich in einer Haltung gegenüber Frauenforderungen und in einer negativen Einstellung gegenüber der Organisierung von Frauen. Vor dem Ersten Weltkrieg waren sozialistische Frauen hauptsächlich separat in den Arbeiterinnenvereinen organisiert, in der SP hingegen nur selten. Die negative Einstellung der Männer richtete sich einerseits gegen ihre eigenen Frauen, die sich den Arbeiterinnenvereinen anschliessen wollten, andererseits aber auch gegen ein Eindringen von Frauen in die Männerdomäne SP...

Dazu der Arbeiterinnenverein Winterthur: „Drum, ihr Fraue, chömed a beide Abede cho lose und lönd emol öier Manne diheime la gaume.“ Arbeiterinnenverein Arbon: „Leider ist es noch ein grosser Teil der Genossen selbst, welcher die Frauen von der Organisation fernhält, und zwar meist immer aus Egoismus.“ Arbeiterinnenverein Baden: „Bei einigen war der Austritt auf den Wunsch der Männer erfolgt. Ob diese gefürchtet haben, die Frauen

könnten ihnen über den Kopf wachsen, wer kann das wissen? Tatsache ist, dass verschiedene „Obergenossen“ ihren Frauen die Teilnahme an den Versammlungen verwehrt.“ Arbeiterinnenverein Chur: „Statt dass die Männer sie aufklären über die Aufgaben der politischen Arbeiterinnenvereine, wird sie nach bürgerlicher Art ermahnt, zu Hause zu bleiben. Im Suppenkochen und Hosenflicken bestehe ihre vornehmste Pflichtleistung! (...).

Die Anprangerung dieser Zustände fand ihren Weg bis an Parteitage. Am Parteitag von 1911 fand ein Genosse, man müsse sich nicht wundern über die Rückständigkeit der Genossen in bezug auf die Gleichberechtigung der Frau: „Ist doch in einer der letzten Delegiertenversammlungen der Arbeiterunion Zürich durch eine Vertreterin des weiblichen Geschlechtes Beschwerde geführt worden, weil ein Arbeiterführer zu seiner Frau gesagt habe „Wenn du in eine Arbeiterversammlung gehst, dann verhaue ich dir die Schnörre!“ Eine Geschichte über die ablehnende Haltung der Arbeiter erzählte auch Rosa Bloch in einem Artikel über die Hausagitation: „Es wird auch vorkommen, dass ihr auf eurer Tour in eine Familie einkehrt, wo der Mann wohl ein guter Parteigenosse und schon lange organisiert ist; für die Frauenfrage hat er aber nicht viel Verständnis. Dass die Frau auch Menschenrechte beanspruchen muss, will ihm nicht recht in den Kopf hinein. Es meint: „Ja, dumms Züg, wänn ich scho immer furt bi, muess d'Frau diheime si bi de Chinde. Ich bi ja scho zwänzg Jahr organisiert oder no länger. Nei, lönd mer d'Frau i Rueh.“...

Eine negative Einstellung war oft auch zu bemerken, wenn es darum ging, sich für die Gleichberechtigung der Frau einzusetzen. Sie ist bezeugt durch häufige Klagen analog zu derjenigen des Arbeiterinnenvereins Rheinfelden, der sich entrüstete: „Hin und wieder wird zwar in den Versammlungen und auch anderswo die Gleichberechtigung der Frauen proklamiert. Aber es bleibt fast immer bei diesen Worten. Nur selten folgen Taten von seiten unserer Genossen.“ Auch am Parteitag 1913 wurde diese mangelnde Tatenfreudigkeit bezüglich der Gleichberechtigung der Frau angeprangert: „Trotzdem wir grundsätzlich für das Frauenstimmrecht eintreten und wir offiziell in jener Richtung wirken, wage ich zu behaupten, dass ein Grossteil, ja die Mehrheit unserer Parteiangehörigen im Herzen vom Stimmrecht nichts wissen will.“ Das Wort „offiziell“, das hier verwendet wird und das wiederum zeigt, wie Theorie und Praxis oft auseinanderklaffen, wird im gleichen Zusammenhang auch von Anny Klawa-Morf gebraucht: „Offiziell, am „1. Mai, war unsere Partei schon fürs Frauenstimmrecht. (...) Die Partei hat auf dem Papier das Frauenstimmrecht schon sehr früh verfochten. Ich habe immer gesagt: „Verfechtet ihr es nur, ich sehe ja dann euern Stimmzettel nicht, wenn ihr abstimmt. Aber ich habe die Stimmung gekannt! Ich habe gewusst, dass der Grossteil unserer Parteigenosse gar nicht dafür war.“ Mit Fotos von Verena Conzett, Anny Klawa-Morf, Conrad Conzett. Annette Frei.

Die Gewerkschaft, 23.4.1987.

Arbeiterbewegung Schweiz > Frauen 1850-1918.doc.